

schung verankert. Auch hier kann Oskar Farner als der Bahnbrecher gelten.

Oskar Farner war im Hauptberuf Pfarrer und Diener der Landeskirche als Mitglied und Präsident des Kirchenrates. Als solcher war ihm die Verkündigung des Wortes Gottes das Eine, was not tut. Aus seinem Leben als praktischer Verkündiger und Seelsorger brachte er das so un-
gemein lebendige Verständnis für den Verkündiger und Kämpfer des 16. Jahrhunderts mit, Zwingli aber war ihm täglicher Helfer und Berater in seinem Wirken in unserer Zeit. Wie es ihn Zwingli gelehrt hatte, war er bereit, sich von Gott im Dienste seines Evangeliums verbrauchen zu lassen:

Din haf bin ich
Mach gantz ald brich.

Farner wurde „der“ Sprecher Zwinglis unter uns. Seine Vorträge über den Geist und das Leben des Reformators atmeten eine Kraft der Unmittelbarkeit, der Dringlichkeit und der Ergriffenheit, die allen, die sie erfahren durften, unvergeßlich bleiben wird.

Leonhard von Muralt

Huldrych Zwinglis Botschaft

Von GOTTFRIED W. LOCHER

Nachdem Huldrych Zwingli am 11. Oktober 1531 tapfer kämpfend und tröstend das Leben gelassen hatte, sein Leichnam verbrannt und die Asche ins Wasser gestreut worden war, hielt sich in Zürich noch lange ein verstecktes Gerücht: das Herz, so wurde gemunkelt, sei nach Tagen von des Reformators Freunden unversehrt aufgefunden und eine Weile später an heimlich sicherem Ort beigesetzt worden. Trotz aller Vorsicht bekam sogar die gegenreformatorisch-römische Propaganda Wind von der Sache; sie behauptete flugs, in Zürich würden Zwinglis Reliquien angeboten. Das war natürlich Unsinn; was es sonst mit dieser Sache auf sich hatte, haben wir hier nicht zu verfolgen¹. Wichtig ist ja nur dies, daß in dieser von Ohr zu Ohr im Volk weitergegebenen Nachricht die

¹ Näheres: G. W. Locher, Die Legende vom Herzen Zwinglis, Zwingliana 1953, S. 563ff.

Überzeugung ihren Niederschlag fand: sein Herz war „nicht umzubringen“, seine Verurteilung ein Unrecht, seine Seele lebt weiter, auch unter uns, seine Persönlichkeit hat zu wirken erst begonnen. Ist diese Behauptung richtig? Daß man heute in dieser ältesten Kirche unserer Stadt und weitherum in der protestantischen und anglikanischen Welt seiner gedenkt, beweist es noch nicht; es stehen viele Daten im Kalender, die uns eben daran erinnern, daß Vergangenes vergangen ist. Auch Respekt und Dankbarkeit, die wir dem Mann gegenüber vielleicht empfinden, wären noch kein untrügliches Zeichen dafür, daß sein Geist uns wirklich belehrt. Denn an persönlicher Verehrung lag ihm nichts. Schon zehn Jahre vor seinem Tod schrieb er ahnungsvoll: „Sprechend ir: Ja soltest aber getödt oder verbrennt werden, wäre uns ein schand, ob wir schon wol wußtind, daß dir unrecht beschähe. Antwort: Christus, des reiser (Reisläufer, verpflichteter Krieger) ich bin, spricht also Luk. 6: ‚Selig sind ir, so üch die menschen hassend und üch usscheidend oder schmehend unnd üwren namen als böß verwerffend von des suns des menschen wegen. Fröwendt üch zur selben zytt unnd springend uff; denn, nemend war, üwer lon ist vil oder groß in den himlen? Hörend ir, das, ie schmechlicher min nam wirt vor den menschen geachtet umb gotzwillen, ye erlicher er sin wird by gott. Also sol üch ouch sin... Wer zü gott komen wil, muß nun (nur) ansehen, was er wil, nitt was die menschen... Sy mögen (können) eim den lychnam (Leib) tödten, aber die seel nit... Christus hatt sin blüt umb unsers heils willen vergossen. Ietz ist ein unfrütiger reiser (ein fauler Krieger), der umb sines herren und hauptmans willen nit mag sin blüt vergießen...“ (Z I, 394, 23 ff.). Also: wenn von Zwinglis Wesen noch etwas lebendig ist, so wirkt sich das darin aus, daß sein Wort verstanden und sein Ruf zu Christus befolgt wird. Das ist eine Aufgabe, die jede Generation unter ihren jeweiligen Verhältnissen neu angreifen und für sich lösen muß. In diesem Sinn fragen wir heute nach Huldrych Zwinglis Botschaft und wollen ihm dabei selbst kräftig das Wort erteilen. Es geht uns also diesmal nicht um eine Erzählung von seinem Wirken, auch nicht um einen Bericht über seine gesamte Gedankenwelt, sondern wir versuchen dieselbe, besonders an ihren eigentümlichen Stellen, auf einzelne Stücke abzulauschen, die sich heute noch oder heute wieder für unseren Glauben und unser Handeln als mahnend, wegweisend, hilfreich, verpflichtend erweisen könnten.

Eine ganz kurze Besinnung auf die Geschichte unserer Kirche ist freilich unerläßlich. Zwingli war ein Reformator. Was ist die Reformation?

Sie war, was ihr Name sagt: Eine Erneuerungsbewegung, die Erneuerung der einen alten Kirche nach Gottes Wort, die gründliche Renovation des im Lauf der Jahrhunderte teils verfallenen, teils verdorbenen, teils überladen-verbauten Hauses nach dem ursprünglichen, maßgeblichen Grundriß. Denselben fanden die Reformatoren in der Heiligen Schrift. Niemand hat in der Reformation die Kirche gespalten. Niemand hat neue Kirchen gegründet. Niemand hat Neuerungen eingeführt. Daß es schließlich zu bleibenden Trennungen und zur Aufrichtung von Grenzen in der Christenheit gekommen ist, lag nicht an der Absicht der reformatorischen Prediger und ihrer Gemeinden, sondern an dem Nein der Römischen Hierarchie, mit dem sich ein Teil der Kirche – von der Bannbulle gegen Luther bis (endgültig) zu den Verfluchungen auf dem Konzil von Trient – der Erneuerung durch das Wort Gottes versagte. Die evangelischen Christen aber konnten nur noch vorwärts schreiten, nicht mehr zurück. Sie waren in ihrem Gewissen gebunden. Es waren ja nicht nur irgendwelche Ansichten in Fragen, über die man in guten Treuen verschiedener Meinung sein konnte, die sie vom Papsttum trennte, sondern eine lebensmäßige Erfahrung, die sie nicht ungeschehen machen, über die sie sich nicht hinwegsetzen konnten. Eben: die Bibel hatte wieder zu reden begonnen, genauer: man hatte die Stimme des Hirten wieder erkannt in der Auslegung und Anwendung der Texte der Heiligen Schrift. Was die Römische Kirche vorgab, daß es kraft der „Wandlung“ im Sakrament sich verwirkliche: die heilbringende Gegenwart des Herrn – eben das erfahren – und erfahren – die Evangelischen nun in der Verkündigung: die Begegnung mit dem Lebendigen selbst, der dort ruft, mahnt, tröstet. Der Glaube glaubt dem Wort und lebt vom Wort. Diese Grundansicht war allen Reformatoren gemeinsam.

Verschieden waren die Wege, auf denen sie zu derselben geführt wurden². Tief hat sich dem Protestantismus das Bild des mit Gott und mit dem Teufel ringenden Bruders Martin in der Klosterzelle eingeprägt. Luther hatte Angst, einfach Angst, drum war er später so unerschrocken; denn nur wer der Furcht am rechten Ort fähig ist, kann tapfer sein. Luther hatte Angst vor den ewigen Höllenstrafen über seinen Sünden. Es gibt keinen evangelischen Christen, der diese Angriffe des Zornes

² Vgl. zum folgenden: G. W. Locher, «Die evangelische Stellung der Reformatoren zum öffentlichen Leben». *Kirchl. Zeitfragen*, H. 26, 1950, S. 12ff.; G. W. Locher: «Das Geschichtsbild Huldrych Zwinglis», *Theol. Zeitschrift* 1953, S. 275ff.

Gottes nicht versteht, keinen echten Glauben, der sie nicht auf seine Weise durchficht, keine Antwort ohne diese persönlichste aller Fragen: „Wie kriege ich einen gnädigen Gott?“ Nur in der Anfechtung wird der Sieg des Evangeliums erkannt, der uns geschenkt wird in der Gnadentat Gottes in Jesus Christus, in der barmherzigen, frei geschenkten Versöhnung durch das Kreuz. Das war Luthers Entdeckung. Wie gesagt, kein Glaube ohne diese Wendung aus der Finsternis der Schuld zu diesem Licht.

Auch Huldrych Zwingli ist aus Angst zum Reformator geworden. Nur war seine Frage eine andere. Er war ein Schweizer und als solcher ein leidenschaftlicher Politiker. Er war eine Weile auch als gelehrter Humanist ein idealistischer und sogar pazifistischer Reformator. Aber jenes tiefe Grundereignis, die Wiederentdeckung der Bibel, und seine Liebe zur Heimat ließen ihn dabei nicht zur Ruhe kommen. Er begann seine „Eidgenossenschaft“ und darüber hinaus die ganze Christenheit in dem Licht zu betrachten, das die Propheten und Apostel darauf warfen. Da hat er sich gefürchtet: für sein Volk und für die ganze Kirche. Denn es stand – so urteilte wenigstens Magister Huldrych, und der war kräftig dabei – in jener Epoche unserer kriegerischen Machtenfaltung innerlich schlimm um unser Volk. Die Beute der Feldzüge und Raubzüge hatten es reich gemacht, die Siege hochmütig, die ständige Möglichkeit für die jungen Burschen, auf rasche und abenteuerliche Weise zu Geld und Ehren zu gelangen, machten sie unlustig zu redlicher, geduldiger Arbeit und im Charakter roh, ja grausam. Heute noch jagen in Norditalien die Mütter ihren unartigen Kindern damit einen Böhlmann-Schreck ein, daß sie rufen: „Die Schweizer kommen!“ Ganze Talschaften verelendeten, weil die Frauen, die Kinder und die Alten die Arbeit nicht bewältigen konnten, da alle Männer ihre Kraft in irgendwelchen gleichgültigen Kriegen vergeudeten und, wie Zwingli sagte, „um Geld Leute totschlügen“. Kamen sie heim, so oft verwildert, verwahrlost, verlumpt, verkrüppelt und verseucht. Und die eidgenössische Freiheit, so stolz errungen und behauptet, ging verloren, obwohl wir erste Militärmacht Europas waren; aber für Geld waren die Schweizer eben zu haben, und mittels kräftiger regelmäßiger Bestechungszahlungen an die Magistrate in den Ständen sicherten sich die auswärtigen Fürsten, z. B. die Herzöge von Mailand, die Könige von Frankreich und: die Päpste! die Bewilligung stets neuer Werbungen. Auf diesen Zuständen, so legt es sich dem Feldprediger von Marignano mehr und mehr auf Seele und Gewissen, ruht Gottes Zorn. „Daß doch das arm volk begnüegig sye by der kleidung und narung!“ so schreibt er

einmal zu Psalm 144³. „Daß unsere sün ufwachsind und nit erschlagen werdind. O mordio, mordio! wie ist's zügangen in der eidgnoßschaft, daß jr kind und sün also verkouft sind! jamer, jamer! not, not! sünd, sünd!... Ach herr, verlych üns frid... Ach herr, behüet üns vor krieg, daß nit geschrey darvon kumm uf der gassen und klag, kummer!“

Das war Zwinglis Entdeckung: der Schade sitzt so tief, daß Menschen ihn nicht heilen können. Nur Gottes Gnade noch kann Gottes Zorn abwenden vom Schweizervolk, von der ganzen Christenheit, die sich in Kriegen verzehrt und ihren Herrn, den Friedensfürsten, damit verleugnet. Nur Gottes Wort kann die böse Wurzel jener giftigen Früchte ausreißen, und das ist: die Gier, der Eigennutz, wir würden heute sagen: der Materialismus. Nur Christus, der Herr, kann uns retten durch seinen Geist, der uns lehrt nicht zu haften an irdischen Gütern.

Sie alle kennen den gängigen Vorwurf gegen den Zürcher Reformator: er sei an der Katastrophe von Kappel selbst schuld, ihm sei da nur recht geschehn, denn er habe die Religion mit der Politik verquickt und das Evangelium dadurch entweiht.

Abgesehen von der Frage, ob die Niederlage von Kappel nur ein Unglück war (was ich nicht glaube), steckt in diesem Urteil ein Unverständnis den eigentümlichen Beweggründen Zwinglis gegenüber. Wer so spricht, hat ihn nicht begriffen. Luthers Frage war eine rein religiöse. Zwinglis Ausgangsfrage war in der Tat die politische und die soziale Not. Nur das Evangelium kann uns noch retten; das erkannte er – um dann vom Glauben aus wieder Politik zu treiben. Religion und Politik, Kirche und Staat, Inneres und Äußeres zu trennen, das konnte ihm nach seiner ganzen inneren Herkunft nicht in den Sinn kommen. Wenn Gottes Gerichte vor der Türe stehen, wer will da noch unterscheiden? Gott fragt nicht nach unsern Unterscheidungen, sondern ob seine Gebote gehalten werden. Und wenn wir die evangelische Predigt, die letzte Chance, die Gott selbst uns noch einräumt, ausschlagen, so „wurde uns ouch geschehen glich wie dem israelischen volk, das sich an kein warnen keren wolt, bis sy in gefengknus koment, und heimlich by den waßren sassend und weintent ir ellende, davor uns gott behüte...“⁴ Beim Gedanken daran, wie die Reisläufer nach ihrem sogenannten Kriegsrecht zu hausen pflegten, überläuft es ihn heiß: „Sölte es darzü kummen, das man uns

³ S IV, 303.

⁴ Z I 185, 15ff.

mit der maß messen wurd, mit dero wir gemessen hand, wir möchtind unser jamer nit gnûg beweinen...“ (Z I 185, 10 ff.).

Das war Zwinglis Frage. Und seine Antwort? Wir nannten sie das Evangelium, weil er die Zusammenfassung des Kerns des Glaubens selbst gerne so bezeichnet, oder das „Gotzwort“, wie er noch öfter sagt. Doch wie ist das zu verstehen? Wird vielleicht hier doch die Bibel in den Dienst politischer Zwecke gestellt und unter dem schiefen Gesichtswinkel unserer Wünsche gesehen? Nein, es ist eine echte ganze Wendung, die hier vollzogen werden muß, wenn, wie Zwingli einmal sagt, die Wahl zu treffen ist zwischen dem „Gotzwort“ und dem „Geitzwort“⁵. Wenn die Predigt des göttlichen Worts „den eygnen Nutz hinlegt“⁶, so geht das nicht so einfach vor sich, wie wenn man einen Irrtum durch eine richtigere Belehrung ersetzt. Es geht durch eine Krise, in der jene ganz persönliche Frage gestellt wird. Da bleiben plötzlich alle sozialen, politischen und andern Fragen zurück. Wenn Gott uns fragt, haben wir mit unsern Fragen zu schweigen. Wir hätten Antwort zu geben – und sollen erfahren, daß wir keine wissen. Das ist die Situation, in die uns das „Evangelium“ stellt. Es gibt keine Zwingli-Schrift, in der es nicht irgendwo durch diesen zentralen Punkt hindurchgeht, wo es nicht mit aller Deutlichkeit ausgesprochen wird: Gottes göttliche Tat, Gottes Frage an uns und Gottes Antwort finden wir in Jesus Christus. Da man diese Tatsache in der Darstellung unseres Reformators zu oft verschleiert hat, werde sie hier einmal mit Nachdruck hervorgehoben. Würden wir ihn nämlich heute fragen, so würde er mit dürrn Worten erklären: Das ist meine Botschaft:

„Das ist das euangelion: Nachdem Adam (d.h. das Menschengeschlecht) sich von dem liecht und wysen des götlichen geists abgewendt und sich zû im selbs kert, uff sinen ratschlag gebuwen, groß ze werden und gotte glych, sich unnd uns durch dieselben sünd under das gebiet oder eygenschaft des gesatztes der sünd und des herten tods gevelt hat, darunder wir dannen nit kummen mochtend (konnten); denn wir fleisch, sündler, todte warend, wie wir's immer anfiengend, und mocht unseren prästen niemans dann der eynig got (Gott allein) besseren,

Also hat der barmhertzig got sich unsers ellends und jamers so tieff erbarmt, das er uns nit nun (nur) mit einem wort sines gheisses, sunder

⁵ cf. G.W.Locher: «Der Eigentumsbegriff als Problem evangelischer Theologie», Zürich 1954, S. 32, Anm. 63.

⁶ Hauptschriften Bd. 7, S. 121, 9 u. ö.

mit sinem eignen natürlichen sun hat wellen erlösen und im selbs uns armen mentschen widerumb versünen, durch den alle prästen wol und recht gebesseret wurdind, der gestalt:

Gott ist gerecht und ist barmhertzig.

Wer mag (kann) nun die gerechtigkeit gottes erlyden, so er styff nach derselben urteilen wil?... Und muß aber siner gerechtigkeit gnüg geschehen; denn sy nit ein lychtverige liederliche (leichtfertige Liederlichkeit) ist, sunder ein ewig wärend, unbetrogen, gewuß urteil.

Do nun dero dheine (keine) creatures gnügthun mochtend (konnten), hat er sinen eignen sun wellen unsre blödikeyt (Schwäche), die aber nit von der sünd kam, wie an uns, annemmen und nit allein ein gemeinen tod, sunder den allerschantlichsten, unschuldiklich für uns lyden, damit er uns von der ursach des tods, das ist: von der sünd, erlöste, das durch inn der gerechtigkeit gottes gnüg beschähe, damit sy uns nit müßte ewigklich verdammen, sunder, sydmal der unschuldig Christus von der reinen magt Maria on alle sünd geborn, zü dem er warer mensche, glych als wol warer got ist und ein ewig wärends güt, das ouch sin unverdient lyden, für uns erlitten, ewigklich güt und bezalend wäre für unser sünd.

Denn ist, der für uns gelitten hat, ein ewiger got (= der ewige Gott), als er ist ungezwyyflet, so müß ouch sin lyden ewig güt und fruchtbar sin, die grechtigkeit gottes bezalen in die ewigkeit für aller menschen sünd, die sich sicher und vertraut daran lassend.

Und hat got mit so großer genad, uns bewisen, uns wellen erkouffen und anzünden in sin liebe (= in der Liebe zu ihm), das, so uns sin hohe maiestet nit reitzte inn lieb ze haben, sunder mee forchtsam machte, doch die große demütigkeit seines suns unnd gûthat uns, wo wir nit überein schelmen weltind sin (wenn wir nicht alle wollten schlechte Kerle sein), zwunge, inn lieb ze haben und uns alles gûten zü im ze versehen.

Denn was wirt uns got abschlahen ze geben, so er sinen sun für uns geben hat?

Oder wellichem werdend sine sünd nit mögen (können) verzigten werden, so sy Christus vor got bezalt, ob wir das gwuß glaubend unnd vertrauwend?

Sich (siehe), das ist die summ des euangelii...

O barmhertziger, gerechter, trostlicher gott! Wiehastu unsverworffnen dieben und schälek, die hinder dir hand wellen fürgon und in din rych brechen, so miltiklich begnadet! Wie zü sichrer hoffnung hast du uns

uffgericht! Zü was grossen eeren hast du uns in dinem sun gebracht! Und wir vernemmends nit! Wir sind nit danckbar! Wir gloubens nit!⁷“

Wir halten aus dieser Erklärung dreierlei fest: Einmal: Es braucht Versöhnung. Das ist die zentrale Frage; bevor diese nicht gelöst ist, gibt es keine rechte Antwort auf irgendeine andere Lebensfrage, gibt es überhaupt kein menschliches Leben, das zu seinem Ziel kommt, und haben wir Gott nicht. Sodann: Die Versöhnung ist geschehen. Gott hat die Frage gelöst. Er hat's auf seine Weise getan, nicht nur mit einem Wort, sondern mit einer Tat, der Tat, die Christus vollzog, der sich eben darin als der Sohn des ewigen Vaters bewährte. Gottes Vergebung ist deshalb die wahrhaft rettende Tat, weil sie auf der realen Tilgung der Ungerechtigkeit des Menschen beruht. Es ist geschehen, genug geschehen für alle in alle Ewigkeit. Seit Zwingli hat die Betonung dieser Objektivität der Heilstatsache der reformierten Glaubenshaltung immer ihre besondere Kraft verliehen. Schließlich: unsere Versöhnung ist nicht eine Angelegenheit der Seele neben den irdischen Dingen des Lebens. Wenn Christus sich uns durch sein Opfer erworben hat, wenn er dort unser Herr geworden ist, so will er nun alle unsere Lebensgebiete regieren. Darum bei Zwingli die Betonung der Gottheit des Erlösers und seiner Auffahrt zur Rechten des allmächtigen Vaters. Gottes Heil und unser Glaube erscheinen nicht neben oder hinter unsern praktischen Dingen, sondern umschließen sie und wollen sie durchdringen. Auch den – Staat?

Auch den Staat.

Unter den Reformatoren ist es nicht Calvin, erst recht nicht Luther gewesen, sondern Zwingli, der die Theokratie erstrebt hat, d. h. nicht die Aufrichtung der Herrschaft der Kirche oder gar der Pfarrerschaft, wohl aber die Leitung auch der öffentlichen Dinge durch den Geist Gottes. Solange er lebte und noch lange nachher waren die theokratischen Elemente in Stadt und Landschaft Zürich wirksam; sie wurden durch seine Schüler und Freunde auch in andere Länder verpflanzt; sogar in das widerstrebende Bern; die Geschichte Englands ist bis heute von Zwingli mitgeprägt. Diese Nachwirkungen täuschen uns nicht darüber hinweg, daß wir gerade hier an einer Grenze stehen, die wir nicht mit ihm überschreiten können und wollen; es hat sich in 400 Jahren Neuzeit zu viel geändert. Im Zeitalter des Zusammenlebens der Konfessionen, der Toleranz und des – Unglaubens sind Zwinglis Weisungen an den Staat nicht

⁷ Z II 38, 5ff.; Hauptschriften 3, S. 42ff.

mehr haltbar. Calvin hat weiter vorausgesehen: er begann die Kompetenzen von Staat und Kirche zu scheiden. Doch wenn wir dies mit aller Deutlichkeit vorausgeschickt haben, dürfen wir das Bild des einen Volkes in Staat und Kirche, in Kirche und Staat wohl noch einen Augenblick auf uns wirken lassen, nicht nur, weil es großartig ist, sondern weil es gültige Wahrheiten enthält und behält. Wohlgemerkt: Staat und Kirche gehen bei Zwingli nicht eines im andern auf, ihre Aufgaben sind verschieden, insbesondere bleibt die Kirche mit ihrem Wort der Regierung gegenüber nicht nur frei, sondern stets mit dem „Wächteramt“ der prophetischen Kritik beauftragt. Ist das verkehrt? Haben wir nicht erlebt, welche unmenschlichen Möglichkeiten im immer mächtiger werdenden Staatswesen schlummern, wenn die Christen ihn sich selbst überlassen? Und daß die an ihren Herrn gebundene Kirche über Nacht der letzte Hort der Freiheit werden kann? Es ist schon so: ihr Verhältnis ähnelt dem von Seele und Leib; doch Zwingli verbessert uns hier: beide, sagt er, sind auf die Führung durch Gottes Geist angewiesen wie der Leib auf die Seele⁸. In diesem Sinne gilt dann: „Ein Christ ist nichts anderes als gerade ein treuer, guter Bürger, und ein christliches Staatwesen nichts anderes als eine christliche Kirche...“⁹. Zwingli meint: Die Staatlichkeit ist eine erstrangige Lebensäußerung der christlichen Gemeinde. Hat er recht oder unrecht? Hat er nicht gerade heute recht? „Die Regierenden sind nichts anderes als (auf ihre Weise) Hirten über Schafe Jesu Christi.“^{9a} Kann man's leugnen? Ist's weniger wahr, wenn jene Magistraten es nicht wissen oder nicht wissen wollen? Eine weitere Konsequenz: Artikel 42¹⁰: „So sy (der weltlich stat, Art. 36) untrülich und usser der schnür Christi faren wurdind, mögend sy mit Got entsetzt (abgesetzt) werden.“

Diese Proklamation des Widerstandsrechts hat in der Geschichte der reformierten Kirche starken Nachhall erzeugt – sie darf in der Epoche der unpersönlichen Bürokratie nicht vergessen werden. Zwingli war der Meinung, daß sich der Bürger durch falsche Duldsamkeit am behördlichen Unrechtmitschuldigmache; mit der babylonischen Gefangenschaft, sagt er, wurden die Juden bestraft, weil sie den gottlosen König Manasse hatten gewähren lassen.

Es gibt noch ein anderes Gebiet, auf dem wir gerne von seiner Eigen-gesetzlichkeit reden: die Wirtschaft. Nein, so ruft Zwinglis Botschaft

⁸ S VI, I 2.

⁹ S VI, I 6, ^{9a} S VI, I, 88, IV, 58f.

¹⁰ Z II 342, 25.

herüber: auch hierhinein greift Christi Reich. Was gäbe uns das Recht, so fragt er, gerade hier, wo Not und Armut und Unrecht immer wieder an allen Enden aufbrechen wie schlecht verheilte Wunden, uns so selbstherrlich zu gebärden? Wer ist Herr, wer Eigentümer? Du nicht, wenn Du von Gottes Gesetz und von Gottes Evangelium eine Spur begriffen hast, denn Du gehörst mit allem, was Du bist und hast, dem, der dich erworben hat. Auch mit deinem Geld. „Du solt din zytlich güt nit für din haben; du bist nun (nur) ein schaffner darüber¹¹“, nur ein Verwalter. Der wirkliche Eigentümer wird Rechenschaft fordern. Es gibt nur einen Ausweis, der uns ein gewisses Recht auf unsern Besitz verleiht: harte, treue Arbeit. Sehr zu bedenken im Jahrhundert der Börsenspekulationen und des arbeitslosen Einkommens mancher Art! Besitz muß der Arbeit dienen, nicht umgekehrt! Denn die Arbeit trägt ihren Sinn in sich selbst, nicht in ihrem materiellen Ertrag. Denn die Arbeit hat mit der Bestimmung des Menschen, mit seiner Humanität zu tun: „Zu Arbeit und Werk ist der Mensch geschaffen wie der Vogel zum Fliegen!“ sagt Zwingli¹²; ja er geht noch weiter: auch der Schöpfer selbst ist ja unentwegt tätig; so haben wir – bei allem Abstand – hier etwas mit Ihm selbst gemeinsam.

Es ist besonders die Landarbeit, die diese Dinge in unser Bewußtsein senken kann. Jene Zeit achtete den Bauern gering, Zwingli hat ihn hoch geehrt. „Und ist doch die arbeyt so ein güt, götlich ding; verhüt vor mütwillen und lastren; gibt güte frucht, das der mensch one sorg sinen lyb reinklich spysen mag (kann), nit entsitzen (befürchten) muß, daß er sich mit dem blüt der unschuldigen spyse und vermasge (beflecke)... unnd, das das aller lustigest ist, volget der hand des arbeytenden frucht und gwechs harnach, glych als der hand gottes in anfang der gschöpfft (Schöpfung) alle ding nach läbendig wurdend, das der arbeyter in ußwendigen dingenn Gott glycher ist, denn ützig (irgend etwas) in der welt¹³.“

Man entgegnete schon damals, die Schweiz sei ein armes Land und vermöchte ihre Bewohner nicht zu ernähren. Aber davon will Zwingli nichts wissen. „Es ist fruchtbarer, schöner, mannhafter lüten dann dhein (kein) land uff dem erdboden keins sy, und fruchtbar gnüg, dieselbigen zü erneeren, so wir nun (nur) von im vergüt hettind (mit ihm vorlieb nähmen)¹⁴.“

¹¹ Z II 451, 9f.

¹² S VI, I 209.

¹³ Z III 106, 21f.

¹⁴ Z I 180, 18ff.

„Treyt es ouch nit zymmet, ymber (Ingwer), malvasy, nägelin, pomerantzen, syden und söliche wyberschleck, so treyt es ancken, astrenzen (Meisterwurz, ein Hausmittel), milch, pferd, schaaff, veh, landtûch, wyn und korn überflüssig, das ir darby schöne starcke lüt erziehen, und, was ir in üwren landen nit habend, ring mit dem üwrem, daß andre menschen manglend, ertuschend und kouffen mögend¹⁵.“

Wir würden heute sagen: mit redlicher Arbeit läßt sich eine Exportindustrie aufbauen, die den notwendigen Import deckt. Bemerkenswert ist dabei die Maßgeblichkeit der Bedürfnisse der Landwirtschaft.

Gerade infolge seiner Beziehung auf den Willen Gottes ist dieses ganze Gebiet, auf dem wir den Schöpfer ja meistens zu vergessen pflegen – eben vor lauter Arbeit! – energisch dem Materialismus zu entreißen und der Führung durch Gottes Geist zu unterstellen. Weh denen, die den ehrlichen Arbeiter und die Seinen durch ihre Manipulationen hinter den Kulissen um ihren Lohn und ihre Ersparnisse bringen! Die Politiker, sagt Zwingli einmal, die eine Inflation einleiten, verdienen es, daß man sie in kochendem Öl sieden würde!¹⁶ Und oft, wenn ich des Abends in Basel oder Zürich die riesigen Lichtreklamen einiger konkurrenzloser chemischer Fabriken sehe, kommt mir Zwinglis Grimm auf die Monopole aller Art in den Sinn, besonders bei Arzneimitteln; „denn sy tringent mit ihren finantzen zû großer türe...¹⁷“. „Nun sind gar nach (nahezu) alle wahren in etlicher eynigköuffer gwalt kommen. Wil ein arme kindbetterin nun specy zû einer kindtbett kouffen, mag sy hart darvon kummen, sy muß den monopolis wol so vil ze überschatz geben, als das bulver wârdt ist (wir würden heute sagen: die Markenartikel sind ums Doppelte übersetzt). Damit leggend sy söliche schätz zâmmen, daß sy alle die barschaft, die in aller weltlichen henden ist, an sich bringend...¹⁸“. Zwingli erkennt bereits die volkswirtschaftlichen Gefahren der Konzentration des Kapitals – der Erscheinung, auf der sich bekanntlich das ganze System des Marxismus aufbaut...

Wir brechen ab. Was stellte Huldrych Zwingli all den Gefahren und Schäden seiner und unserer Zeit gegenüber? „Christus ist unser armen seelen ein eyniger schatz¹⁹!“

¹⁵ Z III 106, 13ff.

¹⁶ Hauptschriften 7, 193.

¹⁷ Z II 297, 20f.

¹⁸ Z III 430, 12ff.

¹⁹ Z II 217, 18ff.; Hauptschr. 3, S. 285ff.

Im Grund, meint er, sind die Dinge ganz einfach. Es geht zu allen Zeiten immer nur um Eins. Es geht immer um die Entscheidung zwischen Gottesdienst und Götzendienst. Denn: „Zü wem der mensch sin züversicht hat, der ist sin got²⁰.“

An dieser Botschaft hing sein Herz. Ob sein Herz, das an jenem 11. Oktober zu schlagen aufgehört hat, noch lebt, das hängt daran, ob wir dem Gottesdienst – oder dem Götzendienst ergeben sind.

„Darumb lassend uns zü dem einigen got unser züflucht haben, der ist unser vatter; darumb wir wol gedörend (dürfen) zü im kummen. Dann was würt er uns abschlahen, so er sinen eignen sun hat für uns ggeben und zü ein ewigen pfand gemacht, unser sünd ze bezalen? So er ouch selbs stat unnd uns rüfft Mat. 11 (Mtth. 11, 28): Kummend zü mir alle, die arbeitend und überladen sind; ich wil üch rüwig machen. Sich, er rüfft uns zü im selbs... Warumb wottend wir dann zü eim andren denn zü im gon? Wär das nit ein verachten siner fryen gnad und barmhertzigheit? Aber das widerbefftzen (Widersprechen) kumt allein uß unglouben und unwüssenheit. Darumb söllend alle menschen got ernstlich anrűffen, das er sin liecht ie me und me anzünde, das die hertzen der menschen erlűchtet unnd gezogen werdind in die hoffnung des einigen gottes. Denn das ist gewűß, das, welcher sich kert zü der creatur, das der ein abgötter ist. Darus nit kleiner schad den armen menschen entspringt. Gott wende alle ding zum aller besten; denn dem wird ich allein all min not klagen; denn ich weiß, daß er mich erhört²¹.“

Das ist Huldrych Zwinglis Botschaft.

(Vortrag an der Abendfeier zu Zwinglis Todestag in der Wasserkirche Zürich am 11. Oktober 1957.)

²⁰ Z II 219, 13.

²¹ Z II 221, 19–222, 9; Hauptschr. 3 S. 290f.

Geschichte des Protestantismus in Stadt und Land Luzern

Zum großen Werk von Pfarrer Willy Brändly

Von LEONHARD VON MURALT

In der in Quartformat prächtig gedruckten und ausgestatteten Monographienreihe „*Luzern, Geschichte und Kultur*“, herausgegeben von Dr. Josef Schmid, Staatsarchivar, Luzern, ist unter „*II. Staats- und Kirchen-*